Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Für die Montag-Morgen-Ausgabe: Sonnabend Mittag.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 550. Dienstag den 12. November 1895. 89. Jahrgang.

Amtliche Bekanntmachungen.

Bekanntmachung.

Von heute ab beträgt bei der Reichsbank der Discont 4 Procent, der Lombardzinsfuß für Darlehne gegen ausschließliche Verpfändung von Schuldverschreibungen des Reiches oder eines Deutschen Staates 4½ Procent, gegen Verpfändung sonstiger Effecten und Waaren 5 Procent.

Berlin, den 11. November 1895.

Reichsbank-Directorium.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 12. November.

Die Tugend sitzt wieder einmal zu Tisch, nachdem das Laster sich erbrochen. In der declarirten Börsenpresse und derjenigen, die noch weit gemeinschädlicher als diese ist, weil sie sich mit dem falschen Scheine des Nichtinteressirtseins umgiebt, wird nach dem ungeheuren **Börsenkrach** der letzten Tage die Speculation verdammt und mit herbem Tadel von den Leuten gesprochen, „die nichts an der Börse zu suchen haben". Die eindringlichsten Prediger sind natürlich die, die am eifrigsten und raffinirtesten zwischen Börse und kleineren Capitalisten gekuppelt haben. Das dauert so lange, bis der Sturm vorbei ist, und dann geht die publicistische Empfehlung des Glücksspiels an der Börse von Neuem los. Indessen hoffen wir, daß diesmal die Erinnerung an die Mitverantwortlichkeit eines Theils der Presse für die unermeßliche Schädigung des Publicums durch den letzten Börsenschwindel, seinen jähen „Abschluß" darf man vielleicht nicht sagen, aber seine plötzliche Unterbrechung eine Weile frisch bleiben werde. Dies wenigstens bei den Politikern, die im nächsten Winter an einem Börsengesetze mit zu arbeiten haben werden. Da die Hunderte von Millionen dem Publicum einmal abgenommen sind, wird man es nicht mißverstehen, wenn wir sagen, daß die Sache doch auch ihr Gutes hat. Ein Gutes insofern, als der Zusammenbruch vor Erledigung des erwähnten Gesetzes im Reichstage erfolgt ist. Es liegt uns fern, einer Gesetzgebung ab irato das Wort zu reden, aber ebenso wenig möchten wir, daß die frischen Erfahrungen nicht beherzigt würden. Sehr viel wirksamer, als die Anführung von Verlustziffern, wird bei den Verhandlungen über die Börsenreform der Hinweis auf die Beurtheilung des wirthschaftlichen Werthes des Termingeschäfts sein, die dieses in den letzten sechs Monaten in der Börsenpresse gefunden hat. Es soll dieser Presse gar nicht volle Autorität beigelegt werden, denn geschähe das, so müßte der Terminhandel als mit den natürlichen Marktverhältnissen außer jedem Zusammenhang und volkswirthschaftlich mit dem „Umsägen" in Monaco auf gleicher Stufe stehendes Treiben unbedingt und allgemein verboten werden. Aber gegenüber den Prophezeiungen vom Weltuntergang, die wir jedenfalls zu hören bekommen, wenn der Reichstag den Terminhandel scharf anzufassen Miene macht, wird es sehr nützlich und stellenweise auch belustigend sein, in den stenographischen Berichten des Parlaments niedergelegt zu sehen, wie die Priester und Tempeldiener des Zeitgeschäfts über ihren Gott eigentlich denken. Die Verlockung der kleineren Capitalisten zum Börsenspiel wird man freilich niemals völlig verhüten können. Aber das ist ebensowenig ein Grund, ihr gesetzlich nicht entgegenzutreten, als die Unrauschtbarkeit des gewöhnlichen Diebstahls den Gesetzgeber verlockt hat, die Entfremdung fremder beweglicher Sachen für straflos zu erklären. Und es würde noch viel mehr gestohlen, wenn die betreffenden Paragraphen des Strafgesetzbuches nicht wären. Es wird zu überlegen sein, ob die Cautelen, die der veröffentlichte Börsengesetzentwurf hier vorsieht, sich nicht vermehren oder verschärfen lassen. Insbesondere aber wird erwogen werden müssen, ob nicht das Anbieten von Effecten im Umherziehen — eine Betriebsform, in der kürzlich ungezählte Millionen von Geldminenactien unter das Publicum gebracht worden sind — durch Verbot und Androhung hoher Geldstrafen einzuschränken sei.

Wenn die im Reichstagswahlkreise Dortmund zu Tage getretene Vorliebe des **Ultramontanismus** für die **Socialdemokratie** auch anderwärts zu Tage tritt, so kann man sich darüber nicht wundern. Andere Früchte können aus der von ultramontanen Heißspornen ausgestreuten Saat nicht reifen. Wieder einmal ist die Fahne eines Kriegervereins von einem solchen Heißsporn in gröblicher Weise beschimpft worden. Die „Weseler Zeitung" berichtet hierüber aus dem Orte Alpen unter dem 7. d. M. Folgendes:

„Gestern wurde ein langjähriges treues Mitglied des hiesigen Kriegervereins, Herr Johann Maas aus Menzelen, Inhaber des Eisernen Kreuzes, zur letzten Ruhe geleitet. Ein Vorkommniß der seltensten Art, welches bei der Beerdigung passirte, dürfte dringend der Veröffentlichung. Der genannte Veteran starb im Kloster zu Büderich. Der Bruder des Verstorbenen wünschte, daß Letzterer in Menzelen beerdigt würde, jedoch wurde vom Herrn Pfarrer Thöne aus Menzelen entschieden das kirchliche Begräbniß verweigert, wenn der Kriegerverein den Veteran mit militairischen Ehren begraben würde. Die Anverwandten des Verstorbenen suchten nun in Büderich die Genehmigung zur Beerdigung nach. Doch, wie erging es hier? — Zur festgesetzten Beerdigungszeit erschien auch der Alpener Kriegerverein mit der umflorten Vereinsfahne, um dem hingeschiedenen Kameraden die letzte Ehre zu erweisen. Das mit dem Eisernen Kreuze und anderen Ehrenzeichen geschmückte Ordenskissen sollte gleich hinter der Fahne getragen werden. Auf die Musik hatte man von vornherein verzichtet, da es bekannt war, daß bei einem ähnlichen Falle in Büderich die Musik verboten wurde. Der Pfarrer und Dechant Herr Schoofs aus Büderich kam, um die Einsegnung der Leiche vorzunehmen. Ein Blick auf die Fahne und er erklärte mit laut vernehmbarer Stimme: „Wenn die Fahne mitgeht, begrabe ich nicht. Ich kann die Fahne hier nicht gebrauchen." Der Bruder trat an den Verein heran und bat thränenden Auges, dem Befehl des Pfarrers Folge zu leisten. Der Verein blieb der Fahne treu, salutirte die Leiche und sah wehmüthig dem sich entfernenden Zuge nach. So geschehen zu Büderich am 6. November 1895."

Was sagt, fragen die „Berl. N. N." mit Recht, der Erzbischof von Köln zu dieser Haltung seines Klerus? Auf der einen Seite geben die Staatsbehörden sich alle Mühe, die Kriegervereine zu heben und in ihren Gesinnungen zu festigen; auf der anderen Seite wagen amtirende Geistliche, durch Mißachtung der behördlich anerkannten Fahnen dieser Vereine die Gesinnung für staatliche Ordnung in gröblichster Weise zu erschüttern. Wird die Regierung sich dies ruhig bieten lassen?

Unter der Spitzmarke: „Wir brauchen Häfen und Kohlenstationen in **Ostasien!**" schreiben die für die colonialen Interessen Deutschlands mit dankenswerther Energie und Consequenz eintretenden „Alldeutschen Blätter": Als der jetzige Reichskanzler Fürst zu Hohenlohe-Schillingsfürst am 11. December 1894 im Reichstage sein coloniales Programm entwickelte, da bezeichnete er die schon vor der Begründung des Reiches von einsichtigen Männern vertretene Auffassung als zutreffend:

„daß Deutschland, um sich den Wettbewerb zu sichern und damit auch seine internationale Machtstellung zu bewahren, darauf bedacht sein müßte, sich neue und unabhängige überseeische Absatzgebiete zu schaffen und den überschießenden Kräften der Heimath, statt sie sich zu entfremden, einen neuen Raum zur Entfaltung zu gewähren."

Die jetzige Regierung hat nun durch ihre Behandlung der ostasiatischen Frage selbst anerkannt, daß Deutschland solche Absatzgebiete auch in Ostasien zu sichern habe — nachdem die Politik des Grafen Caprivi die Ausdehnung des deutschen Marktes in Afrika unmöglich gemacht hat. Wer hätte nun am 11. December 1894 geglaubt, den Geist des Grafen Caprivi heraufbeschwören zu müssen, um den jetzigen Herrn Reichskanzler zum energischen Zugreifen in Ostasien zu ermuthigen? Es scheint heute vergessen zu sein, daß Graf Caprivi, der mit Stolz von sich zu sagen pflegte, er sei kein Colonialschwärmer, über die Nothwendigkeit der Erwerbung von Kohlenstationen in überseeischen Gebieten am 12. Mai 1890 im Reichstage Folgendes ausgeführt hat, das jeder Colonialfreund unterschreiben kann:

„Läßt man sein Auge etwas weiter in die Zukunft gehen, so halte ich es doch nicht für unmöglich, daß die Entwickelung, die die Welt im Ganzen nimmt, auch Deutschland dazu nöthigen wird, mit transoceanischen Staaten in einen engeren Verkehr — hoffentlich immer nur friedlichen — zu treten, als bisher. Das Phänomen eines kleinen europäischen Staates hat ein Ende, wir werden mit Mächten jenseits des Meeres rechnen müssen, die über ganz andere Schätze an Menschen und Geld verfügen, wie wir, und, wenn man überhaupt nur zugiebt, daß Zeiten kommen können, wo deutsche Macht und deutscher Geist sich stärker außerhalb Deutschlands documentiren müssen, als bisher, so folgt weiter, daß wir dann zur See eine gewisse Kraft zu entwickeln im Stande sein müssen. Die Jahre, in denen ich die Ehre gehabt habe, Chef der Admiralität zu sein, hat mir als das für die Marine zu erreichende Ziel immer vorgeschwebt, die Marine in eine Lage zu bringen, daß, wenn einmal eine solche Erweiterung unseres Wirkungskreises nothwendig wäre, sie dazu befähigt wäre. Giebt man nun das als eine Möglichkeit wenigstens zu, giebt man zu, daß wir in Zeiten kommen können, wo eine Thätigkeit der Marine in ausgedehntem Maße im Frieden und Krieg in außerdeutschen, außerheimischen Gewässern erfordert wird, so muß man sich unumgänglich die Frage vorlegen: Woher bekommt denn die Marine das, wovon sie lebt und ohne das sie weder bewegungs-, noch gefechtsfähig ist, die Kohlen? Wenn wir jetzt in einen Krieg mit einer fremden Macht verwickelt werden, so haben wir ja einige, aber schwierige Mittel, unsere Schiffe im Auslande mit Kohlen zu versorgen. Wir sind im Ganzen auf das Wohlwollen neutraler Staaten angewiesen, und wer einmal dazu neigt, sich für die Marine zu begeistern, ihr eine große Zukunft zuzuerkennen, der muß zugeben, daß eine solche Rolle in außerheimischen Gewässern für die Marine auf die Dauer nicht durchzuführen sein wird. Wir müssen selbst in den Besitz wenigstens einiger Puncte gelangen, in denen deutsche Kohlen von deutschen Behörden an deutsche Schiffe gegeben werden können. Das Dasein von Kohlenstationen ist für einen zukünftigen Krieg die Bedingung jeder Wirksamkeit der Marine."

Niemals ist eine Gelegenheit so günstig gewesen, wie heute, Landerwerbungen in China zu machen. China ist uns moralisch verpflichtet für das deutsche Eintreten gegen Japans Forderungen. China ist uns rechtlich verpflichtet durch die Ausschreitungen, die gegen die deutsche Mission verübt worden sind. China hat seine Verpflichtung zur Schadloshaltung bereits anerkannt. Da gilt es nun neben der Geldentschädigung von China die Abtretung mehrerer guter Häfen zu fordern, als Gewähr für die fernere Sicherheit unserer schutzbefohlenen Missionare und Kaufleute in China!

Wenn man sich in Deutschland mit den Verhältnissen in **Luxemburg** zu beschäftigen hat, gilt es fast immer die dort in gewissen Kreisen fortgesetzt herrschende deutschfeindliche Gesinnung aufzudecken. Einen neuen Beitrag zu dem Capitel von dem dortigen Uebelwollen gegen das Deutschthum bildet die nachfolgende Mittheilung der „Luxemburgischen Zeitg." über einen Vorgang in der letzten Gemeinderathssitzung:

„Eine Reihe von Gesuchen um Enthindung vom Schulbesuch wurde bewilligt. Herr Simonis: Ich stelle fest, daß die evangelische Schule seit heute geschlossen ist. Hat man endlich anerkannt, daß die Existenz dieser Schule gegen das Gesetz verstieß? Herr Clement: Die Schließung erfolgte wegen Geldmangels. Die Unterstützung von Weimar blieb aus. Bürgermeister: Es ist gut, daß diese Schule eingegangen ist; sie pflegte das Preußenthum. Die Kinder sangen, wie wir die Nachbarn, deutsche Leute, verscherzten, die „Wacht am Rhein", „Heil' dir im Siegerkranz" u. s. w. Herr Simonis: Ich sah beim Vorübergehen deutschpatriotische Bilder an der Wand, u. A. das Portrait des Kaisers. Herr Knaf: Weil es deutsche Kinder waren. Bürgermeister: Aber sie waren auf luxemburgischem Boden. Die „Wacht am Rhein" können sie daheim singen, aber nicht hier. Es ist gut, daß die Schule verschwindet, und zwar wegen Geldmangels."

Dem Geldmangel wird hoffentlich bald abgeholfen werden, namentlich dürfte der deutsche Schulverein an der Wiedereröffnung der Schule interessirt sein und ihm wird es nicht schwer fallen, die nöthigen Mittel aufzubringen. Zu bedauern bleibt es aber, daß in einem Lande, das zwar nicht zum deutschen Reiche, wohl aber zum deutschen Zollverein gehört, das ein uralt-deutsches Land ist und von einem Fürsten regiert wird, dem die luxemburgischen Französlinge kürzlich erst seine Theilnahme an einer Sedanfeier in Königstein vorgeworfen haben, von amtlichen Stellen aus eine deutschfeindliche Agitation betrieben wird.

In der **Türkei** ist die Lage noch unverändert. Der Aufruhr tobt fort und ergreift noch weitere Gebiete. Von officiöser türkischer Seite sucht man glauben zu machen, daß es sich nur um „örtliche Reibereien wegen der Weideplätze" handle. Diese Ausflucht ist zu lächerlich, als daß man sich mit ihrer Widerlegung befassen sollte, aber man ersieht aus ihr wieder, wie man türkischerseits noch immer bestrebt ist, zu vertuschen, zu beschönigen und die lästige Einmischung der Botschafter los zu werden. Auch hat es den Anschein, als ob Abdul-Hamid va banque spielen und noch einmal versuchen wolle, unter den Mächten Zwietracht zu säen. Wenigstens wird über Wien berichtet, die Rückkehr des russophilen Said Pascha an Stelle Rifaat Paschas gelte als feststehend, um so mehr als der Einfluß Nelidows in den letzten Tagen beim Sultan in ungeahntem Maße gestiegen und letzterer auf England in höchstem Grade erbittert sei. Sollte diese Meldung, die nicht völlig aus der Luft gegriffen sein dürfte, sich bewahrheiten, und in Sachen der armenischen Reform und der Unterdrückung der Unruhen nichts geschehen, so kann es nach den Erklärungen Salisbury's kaum fehlen, daß der Sultan das Spiel und damit möglicherweise auch den Thron verliert, denn aus der Aeußerung des englischen Premierministers, daß keine der Mächte die gegenwärtige Regierung zu verewigen wünsche, klingt die versteckte Drohung heraus, daß ein erzwungener Systemwechsel von einem Herrscherwechsel begleitet sein könne. Mit der Möglichkeit der Entthronung Abdul Hamid's muß allerdings gerechnet werden, wenn die Action der Mächte zum Ziel gelangen und die Verhältnisse in der Türkei aufhören sollen, eine permanente Bedrohung des Weltfriedens zu sein. Die weit, selbst bis in den Yildizpalast verbreitete, jungtürkische Reformpartei käme damit ans Ruder und sie dürfte im Bunde mit den christlichen Völkern der Türkei schon im Stande sein, das reactionair-revolutionaire Altthürkenthum, das jetzt noch vom Palast des Sultans aus zu immer neuen Gewaltthaten angespornt wird, in den gehörigen, durch die fortschreitende Civilisation nothwendig gebotenen Grenzen zu halten. Ob Armenier und Jungtürken in dem jüngeren

Feuilleton.

Der Kampf ums Dasein.

12] Roman von A. von Gersdorff.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Er kehrte um und ging zurück. Ruhig und fest war sein Gang. Nein, er hatte keine Zeit zu bummeln, so viel Stunden wie der Tag hatte, so viel Arbeit sollte er ihm bringen.

Er warf einen Blick zu den Fenstern hinauf, als er an das Haus kam, wo die Seinen wohnten. Sie saßen noch im Dunkeln droben. Um so besser.

Er zog die Glocke. Sofort wurde geöffnet. Seine Schwester stand vor ihm. Auch im Flur war es dunkel, aber in dem hellen Lichtschein, der von der Treppe hereinfiel, sah er einen Moment ihre vom Weinen gerötheten Augen.

Sie fiel ihm nicht mit Küssen um den Hals. Er fühlte nur seine rechte von zwei schmalen, zitternden Händchen umklammert.

Er zog den Paletot aus und folgte ihr stumm in das kleine Wohnzimmer. Er sah in dem Dämmerschatten die geliebte Gestalt des Vaters in der gewohnten Sophaecke und den brennenden Punct der zu dieser Stunde gewohnten Cigarre, die er wie immer ruhig zwischen den Lippen hielt.

„Na, mein Junge, nimm Platz. Cigarren und Cigaretten stehen da — Du weißt ja. Zünd' Dir eine an, hier an meiner Cigarre, Du brauchst kein Hölzchen."

Aber Helmuth dankte. Er rauche um diese Zeit nicht besonders gern. Seine Stimme war ruhig und fest.

Gott Lob, dachte der alte Mann. Er hat sich selber wieder.

„Lieber Vater, ehe wir irgend etwas Anderes besprechen, muß ich Dir und meiner geliebten Schwester eine Mittheilung machen. Ich bin immer so überzeugt gewesen von Eurer Liebe und Theilnahme, daß ich es längst gethan hätte, doch es gab da andere Gründe, weshalb ich es bis zu einem Zeitpunct verschob, welcher — welcher nun nicht mehr eintreten kann —"

Er zögerte einen Augenblick und lauschte in das schwüle Stillschweigen.

„Ihr ahnt wahrscheinlich schon, welcher Art meine Mittheilung ist —"

„Kann mir's denken!" sagte der Oberst und rauchte weiter.

Die Stimme klang so gelassen wie immer. Leichter fuhr er fort: „Ich habe mich verlobt, lieber Vater, liebe Maria-Margarethe — mit einem unaussprechlich geliebten Mädchen —"

„Helmuth! Und damit kommst Du so zaghaft an? O, tausend, tausend heiße Glückwünsche!" Und nun hing sie doch schluchzend an seinem Halse.

Langsam löste sie sich, und die Tropfen hastig von ihren Augen trocknend, drückte sie sich an den Vater.

„Erzähle, Helmuth, erzähle. Ich bin so gespannt. Wie sieht sie aus? Wie heißt sie? Wohnt sie hier? Sie ist wohl noch zu jung, weil Du mit der Verlobung noch warten wolltest?"

Der Vater lachte. „Na, mehr Interesse und mehr Fragen kannst Du nicht verlangen. Na laß, mein Junge! Befriedige erst nur dieses Mädeleins brennende Neugier, und dann wollen wir auf wichtigere Fragen kommen."

Wichtigere Fragen! Helmuth war froh gewesen, daß die Dämmerung immer tiefer geworden, aber jetzt schien sie sich lichten zu wollen. Ein silberner Schimmer glitt dort an den Rändern der Dächer entlang — der Mond kam.

„Wie sie aussieht? Sie hat goldene Haare, wie einen Glorienschein um ihr weißes Gesicht, und die klügsten, strahlendsten Augen! Sie hat einen Mund, um den lauter entzückende Räthsel spielen, sie ist groß und voll, nicht so schlank wie mein Schwesterlein. Ja, ich kann Dir auch sogar sagen, was sie für ein Kleid trug, als ich sie zuletzt sah, ein weißes Tuchkleid, englisch gemacht, so heißt es ja wohl? und gelbe Rosen und Perlen."

„Ach wie himmlisch! Sie ist wohl sehr reich? Ach, Helmuth — jetzt wird das Leben gewiß noch schön für uns Alle. Siehst Du, der liebe Gott verläßt keinen Deutschen — mit der einen Hand nahm er Dir viel und mit der andern gab er Dir viel!"

„Du hast mehr recht, als Du ahnst, meine gute Schwester. Gott gab mir viel in dem treuen und starken Herzen, dem Geist und der edlen Weiblichkeit Jakoba Novalla's", sagte Helmuth sehr langsam, sehr ernst.

„Was? Wer?!" fragte der Oberst rasch und ließ die Cigarre fallen, daß sie Funken sprühend über den Teppich rollte. „Jakoba Novalla? Die Schriftstellerin? Aber die soll ja ein ganz wunderbares Leben führen? Bist Du denn orientirt über die Verhältnisse da?"

„Vollkommen", sagte Helmuth ruhig, dessen Sicherheit unerschütterlich ward.

„Wie lange kennst Du sie?"

„Ein Jahr", sagte Helmuth und reichte dem Vater die Cigarre hin.

Der Oberst schüttelte den Kopf.

„Was Jakoba's Person anbetrifft, so kannst Du, theurer Vater, Deinem Sohne bedingungslos vertrauen!"

„Welcher Verliebte spricht anders!"

„Vater, kennst Du mich nicht besser? Weißt Du nicht, daß Du meinem Herzen aufs Haar so nahe stehst, wie das Mädchen, das ich zu meiner Gattin, zur Frau von Andor-Wenhern machen will!"

Der Oberst aber stand auf und fing an, auf und ab zu gehen. „Hast recht — hast recht! Ich weiß — Du machst Keine gegen Deine Ueberzeugung zur Frau von Andor. Mir stieg auch blos da auf einmal eine alte Geschichte auf — eine alte Geschichte auf — — Na, laß gut sein! Ich erinnere mich übrigens — ich habe ja von ihr gelesen — weißt Du, Maria-Margarethe? Hat uns, glaube ich, sehr interessirt?" sagte der Oberst, schnell wieder in seine Gelassenheit zurücklenkend.

Maria-Margarethe war ganz verstummt. Mit brennender Spannung folgte sie der Erörterung. „Ja wohl, ja gewiß!" rief sie jetzt. „Ich habe öfter von ihr gelesen. Reizend schreibt sie. Zu nett! Also die ists? Die Novalla! Gott, hätte ich das geahnt! Die kenn' ich ja vom Ansehen! Die ist freilich schön — na, Helmuth, das glaub' ich, daß Dir die gefallen hat! Und so elegant und chic! Sie lebt wohl fürstlich — wie?"

„Sie lebt sehr einfach, sehr bescheiden. Jakoba lebt nur von ihrer Schriftstellerei", sagte Helmuth rasch, um endlich die vielen qualvollen Fragen abzuschneiden.

„Ach! du Himmel! dabei soll man ja als Dame nicht leben und nicht sterben können, wenn man nicht zu den Berühmten gehört! Und berühmt — das ist sie also nicht?"

„Nein. Berühmt gerade nicht. Nur bekannt — aber in einigen Jahren wird sie wahrscheinlich berühmt sein", sagte Helmuth stolz.

„Wollt Ihr denn so lange warten?"

Helmuth antwortete nicht. Er starrte seine Schwester an. Herrgott im Himmel! War er denn ganz verdummt gewesen von dem entsetzlichen Schicksal, das über ihn hereingebrochen; daß seine Seele nicht daran gedacht hatte, wie ihn dies Geschick ja eigentlich gebieterisch auch von seiner Jakoba riß?!

Nein, nein! Er war nicht verdummt vor Gram und Schmerz! Er hatte eben nur genau gewußt, daß nichts auf Erden, nichts als der Tod ihn von ihr scheiden konnte! Er fühlte sich riesenstark! Leicht schien ihm auf einmal sein Loos! Denn dies Glück, dies Weib, diesen geliebten, tapferen Kameraden, den konnte ihm ja Niemand rauben! Sie gehörte zu ihm in Ewigkeit!

Erglühend sprang er auf und trat zu seinem Vater, der am Fenster stand, die Hände auf dem Rücken, und still in das weiße aufsteigende Licht blickte.

„Vater — wende Dich nicht ab. Wir wollen und werden Dir nie zur Last fallen."

Es zuckte schmerzlich über des alten Mannes Gesicht. „Von zur Last fallen kann gar nicht die Rede sein. Ihr seid meine Kinder — Du und Deine Jakoba!"

„O Dank! Dank für dieses Wort!" Und stürmisch faßte Helmuth nach des Vaters Hand und zog sie an seine Lippen.

„Wenn ichs nur hätte", vollendete dieser, „wenn ich Euch nur geben könnte — aber —"

„Nichts sollst Du geben, als Deinen Segen und Deine Liebe. Und was wirst Du — denn man muß sie lieben — auch Du Maria-Margarethe — auch Du wirst sie lieb haben —"

„Ach! Das schon — das schon, das versteht sich ja von selbst", klagte sie in ihrem alten, weinerlichen Ton — „aber kein Geld, kein Geld! Und so elegant, so prätentiös! Sie zieht sich gewiß Alles an, was sie sich zusammenschreibt! Und hat doch natürlich keine Ahnung von Wirthschaften und Sparen! Und wie schrecklich das ist: das entsetzliche Knappsen an allen Ecken! Da hätte ich doch noch eher heirathen können damals, er hatte ja auch kein Geld, blos kein Geld, und war noch dazu ein solider vernünftiger Mensch". Sie brach in Thränen aus. Helmuth murmelte etwas und griff nach seinem Hut.

Der Vater drehte sich sehr ernst nach der Klagenden um und sagte: „Sei doch mal ein bischen barmherzig, mein Kind. Willst Du noch mehr Steine zu Deines Bruders Last thun? Wollen wir Biere nun", der Greis streckte dem Sohn die Hand hin, während er mitleidig der Tochter Haupt streichelte, „uns zur Zeit der Noth recht besonders fest aneinanderschließen?"

Helmuth legte den Hut wieder fort und schlang fest beide Arme um Vater und Schwester.

„Bleib' so bei, mein Sohn! Und der liebe Gott wird ein Einsehen haben, und morgen bringe uns Deine Braut!"

Er begleitete den Sohn auf den Flur.

„Geh mit Gott, Helmuth, und sei nachsichtig. Sie hat

SLUB
Wir führen Wissen.